

US-Gründervater Alexander Hamilton

Der Sklavenbefreier, der selbst Sklaven hielt

Sein Kopf prangt auf dem Zehn-Dollar-Schein: Alexander Hamilton, erster Finanzminister der USA, wird gern als Gegner der Sklaverei gefeiert. Nun kratzt eine junge Forscherin am Mythos des Gründervaters.

Von Katja Iken
18.11.2020, 00.23 Uhr

Held Hamilton ist sogar gegen Corona immun. Zwar sind die Theater auf dem Broadway wegen der Pandemie derzeit geschlossen, weshalb das 2015 dort angelaufene, sensationell erfolgreiche Musical über den US-Gründervater pausieren muss. Dafür darf sich der Broadway-Liebhaber »Hamilton« per Streamingdienst als gefilmte Version ins heimische Wohnzimmer holen. Um sich davon zu überzeugen, was für ein sagenhafter Typ dieser Alexander Hamilton doch war.

Geboren 1755 oder 1757 als uneheliches Kind eines schottischen Tunichtguts auf den Westindischen Inseln, gelang dem mittellosen Immigranten ein kometenhafter Aufstieg zum Freiheitskämpfer. Erst Adjutant von General George Washington, avancierte Hamilton unter dessen Präsidentschaft zum ersten Finanzminister der Vereinigten Staaten, bevor er 1804 nach einem Duell mit seinem politischen Widersacher Aaron Burr starb.

US-Gründervater Hamilton wird in dem Broadway-Epos als entschiedener Abolitionist, also Gegner der Sklaverei, gefeiert. Zahlreiche Prominente, darunter Barack Obama, Paul McCartney und Cher, haben sich als Fans des preisgekrönten Musicals geoutet, das ab November 2021 auch in Hamburg gezeigt werden soll. Alle lieben Hamilton: ein Mann, den sein Biograf, der Historiker Ron Chernow, als »kompromisslosen Abolitionisten« bezeichnet hat.

Alexander Hamilton, ein kompromissloser Sklavenbefreier?

Die junge Wissenschaftlerin Jessie Serfilippi kratzt nun gewaltig am Image des Heroen. »Alexander Hamilton hat nicht nur Menschen versklavt. Seine Beteiligung an der Institution der Sklaverei war darüber hinaus für seine Identität, sowohl persönlich als auch beruflich, von wesentlicher Bedeutung«, schreibt Serfilippi in ihrer Publikation »»As odious and immoral a thing«. Alexander Hamilton's Hidden History as an Enslaver«.

Ins Netz gestellt wurde die Arbeit von der Schuyler Mansion State Historic Site, dem historischen Wohnhaus von Hamilton-Schwiegervater Philip Schuyler in Albany, New York, an dem die 27-Jährige arbeitet. »Wenn wir sagen, dass Hamilton die Menschen nicht versklavt hat, löschen wir sie aus der Geschichte aus«, sagte Serfilippi der »New York Times«. Es sei unerlässlich, »dass der Mythos von Hamilton als »abolitionistischem Gründervater« ein Ende findet«.

250 Dollar für »zwei Negerdiener«

Für ihre These stützt sich Serfilippi überwiegend auf Briefe sowie Geschäftsunterlagen Hamiltons. Diese Quellen liefern neue Belege für seine eigene Sklavenhaltung. »Der Negerjunge und die Frau sind für Sie«, schrieb etwa Schwiegervater Schuyler in einem Brief vom August 1795 an Hamilton. Im März 1796 wiederum verzeichnete Hamilton in einem Kassenbuch die Zahlung von 250 Dollar an Schuyler für »2 Negerdiener, die er für mich gekauft hat«.

In einem anderen Eintrag in einem Kassenbuch vom Juni 1798 vermerkte Hamilton, dass er für die »Laufzeit« eines »Negerjungen« 100 Dollar erhielt. Hamilton scheint den Jungen vermietet zu haben, was darauf hinweist, dass er ihn versklavt hat, schreibt Serfilippi. Eine Inventarliste von Hamiltons Besitz, erstellt 1804 nach seinem gewaltsamen Tod, enthält neben Haus (2.200 Pfund), Möbeln und Büchern (300 Pfund) auch den Eintrag »Bedienstete«, deren Wert auf 400 Pfund geschätzt wurden.

Dass der Staatsmann, dessen Konterfei seit 1929 den Zehn-Dollar-Schein ziert, in engem Kontakt mit Sklavereipraktiken stand, ist weder unbekannt noch verwunderlich: Mit Elizabeth Schuyler heiratete Hamilton 1780 die Tochter eines der größten Sklavhalter New Yorks.

»Staatsmann von unübertrefflicher Weisheit«

Zwar stritt sein Sohn John Church Hamilton 1841 in der allerersten veröffentlichten Biografie über den Gründervater ab, dass Hamilton Sklaven besessen habe. Doch schon 1910 widersprach Hamilton-Enkel Allan McLane Hamilton dieser Legende. Mehrfach deuteten Historiker in der Vergangenheit an, dass der Jurist Hamilton Klienten und Familienmitgliedern half, versklavte Menschen zu kaufen und zu verkaufen.

Hamilton-Biograf Ron Chernow räumte 2004 in seiner (dem Musical zugrunde liegenden) Bestsellerbiografie sogar ein, dass das Ehepaar Schuyler Hamilton »ein oder zwei Sklaven in seinem Haushalt beschäftigt haben *könnte*« – wenngleich »eindeutige Beweise« fehlten. Die hat Serfilippi mit ihrer Studie jetzt zweifelsfrei geliefert. Und damit eine der großen US-Heldenerzählungen infrage gestellt.

Denn der Zehn-Dollar-Mann Hamilton galt lange als *good guy*, ein »Staatsmann von unübertrefflicher Weisheit«, wie es auf seinem Grabmal auf dem Friedhof der Trinity Church in New York heißt.

Die Verehrung geht schon auf seine jungen Jahre zurück: Als 19-Jähriger rief der talentierte Redner zum Boykott britischer Waren auf und trat für die Unabhängigkeit Nordamerikas ein. Rasch avancierte Hamilton zur rechten Hand George Washingtons, der später erster US-Präsident wurde. Er zimmerte mit an der amerikanischen Verfassung, begründete als Finanzminister das US-Bankensystem und prägte entscheidend die Regierungsmaschinerie der jungen USA. Eng verknüpft mit dieser Erzählung ist der Abolitionismus Hamiltons.

Widersprüchliche US-Demokratie

»Er war einer der entschiedensten Sklavereigegner seiner Zeit«, betonte schon der 16. US-Präsident Abraham Lincoln. Früh trat Hamilton der »New York Manumission Society« bei, einer Vereinigung zur schrittweisen Abschaffung der Sklaverei. Auch äußerte sich Hamilton

positiv über die Eigenschaften Schwarzer. Wie er erkannten viele der Gründerväter die theoretische Unvereinbarkeit von Sklaverei und amerikanischem Freiheitsideal.

Das hielt Staatsmänner wie etwa George Washington und Thomas Jefferson jedoch nicht davon ab, selbst Sklaven zu halten. Nun steht mit Hamilton ein weiterer prominenter Politiker im Fokus. Was Amerikanistin Sabine Sielke nicht überrascht: »Man braucht keine Forschungsexpertise, um zu wissen, dass sich die US-amerikanische Demokratie auf einem fundamentalen Widerspruch begründete«, sagt die Leiterin des »North American Studies Program« an der Universität Bonn dem SPIEGEL.

»Ihre Verfassung proklamiert die Gleichheit aller Menschen – damals aller Männer – und billigte gleichzeitig die Sklaverei. Niemand konnte in dieser Zeit ein ›lupenreiner Abolitionist‹ sein, wie es bisweilen von Hamilton behauptet wurde.« Erst 1865, mit der 13. Änderung der US-Verfassung, wurde die Sklaverei in den Vereinigten Staaten abgeschafft. Wirklich neu sei das, was Serfilippi mit ihrer Quellenarbeit belegt habe, für Experten nicht, betont Amerikanistin Sielke.

»Sie sollten Steine des Anstoßes bleiben«

Erstaunlich sei vielmehr die Aufmerksamkeit, die dieser Argumentation derzeit zuteil werde – breit berichtete nicht nur die »New York Times«, sondern auch der britische »Guardian« und andere Medien über Serfilippis Vorstoß. Das hat laut Professorin Sielke jedoch mehr »mit der aktuellen politischen Gemengelage, den erneuten Auseinandersetzungen um systemischen Rassismus in den USA und mit Identitätspolitik zu tun als mit der Originalität von Serfilippis Studie«.

Dafür passt sie bestens in die aktuelle Denkmalsturz-Debatte. Eine Debatte, die laut Sielke immer wieder neu geführt wird – und so alt ist wie die USA selbst: Schon 1776, nach der öffentlichen Verlesung der Unabhängigkeitserklärung in New York, habe man kurzerhand die sechs Jahre zuvor enthüllte Statue des britischen Königs Georg III. vom Sockel gestürzt. Auch die Konföderierten-Denkmäler stünden nicht erst seit dem gewaltsamen Tod des am 25. Mai 2020 bei einem Polizeieinsatz ersticken Afroamerikaners George Floyd unter Beschuss.

Zuletzt arbeitete sich die US-Öffentlichkeit unter anderem an Gründervater und Verfassungsautor Thomas Jefferson ab; er besaß rund 600 Sklaven und hatte sogar Kinder mit seiner Sklavin Sally Hemmings: In Portland stürzte man im Juni ein Jefferson-Denkmal vom Sockel, seine Heimatstadt Charlottesville will ihn nicht mehr mit einem Feiertag ehren. Und die Bürgermeisterin von Washington hat gar den Schrein der Nation, das ehrwürdige Jefferson Memorial, auf die Liste zu prüfender, da problematischer Denkmäler gesetzt.

»Hamilton-Statuen sind möglicherweise die nächste Zielscheibe«, sagt Sielke. Die Wissenschaftlerin hält nichts davon, Denkmäler nach dem Motto »aus den Augen, aus dem Sinn« von der öffentlichen Bildfläche zu räumen. In Deutschland übernehme man neuerdings die »Nomenklatur der US-amerikanischen *culture wars*«. Ein Abriss kontrovers diskutierter Monumente greift der Amerikanistin zufolge jedoch zu kurz.

Selbstverständlich sollte die Geschichte vermeintlich lupenreiner Vorbilder weiterhin wissenschaftlich aufgearbeitet werden. Auf Deutschland übertragen heißt das: Umstrittene Denkmäler wie etwa die Bismarck-Statue in Hamburg sollten nicht einfach im nächstbesten Fluss entsorgt werden. »Sie sollten Steine des Anstoßes bleiben«, fordert Sielke – »gern mit dem Hinweis versehen, dass auch unsere ›Helden‹ nicht durch und durch heldenhaft waren.«